

Zeitschrift: Zivilschutz = Protection civile = Protezione civile
Herausgeber: Schweizerischer Zivilschutzverband
Band: 27 (1980)
Heft: 9

Rubrik: Das BZS teilt mit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Charlottesville Ein fiktiver Bericht

Von Nan Randall

Zum besseren Verständnis der Lage, in welche die Überlebenden eines Nuklearkrieges geraten könnten, hat das Office of Technology Assessment (OTA) zuhanden des Kongresses einen fiktiven Bericht abgefasst. Dieser ist im Anhang der vom Office ausgearbeiteten Studie «The Effects of Nuclear War» (Mai 1979) erschienen. Die im Auftrag des Senatsausschusses für Auswärtige Angelegenheiten verfasste Studie hat in der Folge als Grundlage der Beratungen des Senats über die Verhandlungen betreffend die Begrenzung der strategischen Waffen (SALT II) gedient.

Anfangs hätte man beinahe an ein Wunder glauben können.

Keine Feuerkugel hatte die Stadt in Brand gesetzt, keine Druckwelle die Häuser über ihren Bewohnern einstürzen lassen und kein schwarzer Atompilz den Himmel verdüstert. Ein grosser Teil des Landes war durch einen schweren Nuklearangriff zerstört worden; die hübsche, kleine Universitätsstadt Charlottesville (Virginia) hingegen war unversehrt geblieben.

Der Angriff war nicht völlig überraschend gekommen. Schon seit einigen Wochen hatte die Bevölkerung mit wachsender Besorgnis die Meldungen der Massenmedien verfolgt, denen zu folge sich die Beziehungen zwischen den Supermächten verschlechterten. Die Gefahr eines Nuklearkrieges lastete schwer auf den Menschen. Als der Präsident der USA genügend Beweise dafür besass, dass zahlreiche Amerikaner die Grossstädte verlassen, um auf dem Land eine in ihren Augen sichere Zufluchtsstätte zu finden, dachte er zuerst daran, die allgemeine Evakuierung anzuordnen. Doch dann schien ihm ein solcher Schritt der Bundesregierung verfrüht und unter Umständen provozierend. Es lag kein sicherer Beweis für eine Evakuierung der sowjetischen Bevölkerung vor, und es gab gute Gründe, an ein Vorübergehen der Krise zu glauben. Die spontane Evakuierung nahm beunruhigend zu. Bereits eine Woche vor dem Angriff konnte man in Charlottesville kein freies Hotel-

oder Motelzimmer mehr finden. Es hiess, die Behörden der Stadt machten sich Sorgen wegen der Auswirkungen, welche die Ankunft der Menschen aus den Grossstädten für die Vorräte der ganzen Gegend zur Folge haben könnte. Doch sie verfügten über keinerlei Möglichkeiten, die nach Charlottesville Ziehenden zurückzuweisen.

Die Flüchtlinge kamen aus Washington, das sich 130 Meilen nördlich von Charlottesville befindet, und aus Richmond, das 70 Meilen östlich davon liegt.

In normalen Zeiten zählte die Stadt Charlottesville etwas mehr als 40000 Einwohner und die sie umgebende Grafschaft Albermarle deren 40000 bis 50000. Nun stieg die Bevölkerungszahl der Region auf über 120000 Personen an.

Im Verlauf der Woche, die dem Nuklearangriff vorausging, war der Grossteil der Bevölkerung über die Standorte der atomsicheren Schutzräume unterrichtet worden. Da die Detaillisten den Verkauf von Nahrungsmitteln und anderen lebenswichtigen Gütern einschränkten, wurden nur kleine Vorräte angelegt. Erwachsene und Kinder nahmen ihre Transistoren mit sich, wenn sie sich von zu Hause entfernten. Trotz alledem setzten die meisten Bewohner von Charlottesville ihr bisheriges Leben fort; allerdings achtete man jetzt ganz besonders aufmerksam auf die Sirenen und Nachrichtenbulletins.

Sobald die Sirenen aufheulten und die Notmeldungen am Radio durchgegeben wurden, hasteten die meisten Leute von Charlottesville in die Schutzräume. Glücklicherweise besass die Stadt mehr Schutzräume, als es für ihre Bewohner nötig war; doch die Flüchtlinge hatten bald einmal die noch leerstehenden Schutzräume bezogen. Zahlreiche Menschen eilten zum Universitätsviertel, andere wieder flüchteten ins Stadtinnere, um dort in den unterirdischen Garagen der Bürohäuser Schutz zu suchen. Die Leute nahmen einige persönliche Effekte mit sich, ferner Decken und mit Nahrung gefüllte Büchsen und Flaschen sowie Transistoren. Für die meisten war der unleugbar emotionale

Aspekt (die Sorge, einen Angehörigen nicht zu finden usw.) nichts im Vergleich zur lähmenden Angst vor dem bevorstehenden Angriff.

Andere Bewohner der Stadt zogen es vor, nicht die kommunalen Schutzräume aufzusuchen. Zahlreiche Vorstädter besassen grosse, solid gebaute Kellerräume und auch Lebensmittelvorräte. Sie wollten nicht auf engem Raum mit vielen anderen zusammenleben. Wer vorsorglich vor Kellerfenstern und -türen Erde aufgeschüttet hatte, glaubte, über einen zweckmässigen Schutzraum zu verfügen. Die Armen auf dem Lande zögerten, ihr kleines Gehöft zu verlassen, das ihr ganzer Besitz war. Dazu kam noch, dass viele von ihnen weitab von jedem öffentlichen Schutzraum wohnten; so blieben sie denn, wo sie waren.

Nach dem Angriff war das Ausmass des Schadens zuerst noch nicht bekannt. Im ganzen Land waren die Verbindungen unterbrochen; die Luft der Erde erzitterte unter der Wirkung der Explosionen. Jede Stadt, jedes Dorf und jeder Hof wurde zu einer Insel, die allein die Folgen zu erdulden hatte, welche vom Schicksal bestimmt waren, nämlich den Tod oder das Heil. (Etwas später vernahm man, dass mehr als 4000 Megatonnen [Mt] militärische und industrielle Ziele zerstört hatten und dabei in den USA gegen 100 Millionen Menschen ums Leben gekommen waren. Der Gegenangriff der USA auf die UdSSR hatte ähnliche verheerende Wirkungen zur Folge. Die verschiedensten Gebiete waren zerstört worden. Getroffen wurden ebensosehr die grossen Industriezentren an der Küste und an den Grossen Seen als auch die kleinen landwirtschaftlichen Genossenschaftsbetriebe, die sich zu ihrem Unglück in der Nähe der grossen Silos für Fernlenkgeschosse oder unweit der Militärstützpunkte befanden.)

Gewisse Teile des Landes waren nur noch rauchende Trümmerhaufen. Ein solches Bild der Verwüstung zeigte das ganze Gebiet von Boston im Norden bis Norfolk im Süden. Es gab allerdings auch Gegenden, die vom Angriff verschont geblieben waren. Im Innern des Landes, in Virginia, war einzig die Stadt Radford getroffen worden. Die Ackerbaugebiete und die Obstgärten der ländlichen Grafschaften waren nicht das Ziel von Angriffen gewesen. Charlottesville war ebenfalls unzerstört geblieben.

Eine Stunde nach dem Angriff wurden Hilfsmannschaften und Polizisten auf das Land geschickt, um die Nachzüger zu suchen und sie in die Schutzräume zu führen; es drohte nämlich eine neue Gefahr. In einigen Stunden

konnten die radioaktiven Niederschläge ohne weiteres die Stadt bedecken. Niemand vermochte zu wissen, wo sie sich absetzen, noch welches Ausmass sie annehmen würden.

Zweieinhalb Stunden nach dem Alarm stellten die Nuklearingenieure der Universität von Charlottesville die ersten radioaktiven Niederschläge fest.

Diese waren vorerst noch gering: 40 rem pro Stunde. Sie nahmen dann zu, erreichten 50 rem und nahmen später wieder ab. Nach zwei Wochen waren es noch ungefähr vier zehntel rem in der Stunde. Die gesamte Dosis innerhalb der ersten vier Tage betrug 2000 rem, genug, um diejenigen zu töten, die nicht an die Nützlichkeit eines Schutzraumes glaubten. Bei denen, die gut geschützt waren, wurde dagegen die Gefahr des Krebstodes grösser.

Mehrere Tage lang wusste niemand genau, was geschehen war oder noch geschehen würde. Dank der Notradiostationen hatte der Präsident seinen Landsleuten eine Botschaft übermitteln können, die Worte der Ermüttigung enthielt. Doch diese Botschaft warf mehr Fragen auf, als sie Antworten gab. Eines allerdings wussten die Amerikaner nun: Es war ein provisorischer Waffenstillstand geschlossen worden.

In den Schutzräumen hatten in den ersten Tagen nur die mit besonderen Befugnissen ausgestatteten Personen viel zu tun. Die Nuklearingenieure und -techniker der Universität konnten von ihren Schutzräumen aus die Stärke der Strahlung überwachen und durch Radioamateure die Ergebnisse ihrer Messungen den Bewohnern der anderen Schutzräume bekanntgeben. Die Ärzte versuchten, die physischen und psychischen Leiden und Störungen zu heilen. Die Symptome der Strahlenkrankheit, der Grippe und der Angst glichen sich so sehr, dass die Ärzte völlig überfordert waren. Die Polizei und die Behörden taten ihr Möglichstes zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Vorläufig waren die in die Schutzräume mitgebrachten Nahrungsvorräte in Ordnung, aber unappetitlich. Einzig der Wasservorrat, der durch das Jod 131 verseucht war, stellte ein ernstes Problem dar. In einigen Schutzräumen gab es Tabletten mit Jodkalium, die vor einer Verseuchung schützen. Anderswo tranken die Leute so wenig als möglich oder dann nur Wasser, das in Flaschen abgefüllt war.

Nicht alle Schutzräume wiesen genügend Lebensmittelvorräte und andere

lebenswichtige Dinge auf. Die meisten besaßen keine Toiletten, und der Eimer stellte keine günstige Lösung dar. In vielen Fällen herrschte in den Schutzräumen nach einigen Tagen eine gedrückte Stimmung. Da viele Leute infolge von Angstzuständen, Grippe oder Strahlenkrankheit an Durchfall litten, machte sich das Fehlen von Aborten besonders unangenehm bemerkbar.

Anfänglich war das Leben im Schutzraum noch erträglich.

Dank dem SRG (Service radio general) konnten die Bewohner gewisser Schutzräume mit denen anderer Verbindung aufnehmen, was erlaubte, Verwandte oder Freunde zu finden. In fast allen Schutzräumen konnte eine gute Zusammenarbeit festgestellt werden. Sogar die Flüchtlinge, die Schulter an Schulter mit den Einheimischen zusammenlebten, waren willkommen. Die Eltern überwachten gegenseitig ihre Kinder oder teilten sich die Kindernährmittel, wenn diese knapp wurden. Der Grossteil der Leute befolgte die Weisungen eines jeden, der etwas Initiative zeigte. Die meisten Schutzraumsassen fühlten sich erleichtert. Sie hatten überlebt!

Einige Tage später konnte der Notsender ziemlich regelmässig Meldungen ausstrahlen. Durch das Ausschalten des Hilfssenders gleich nach der Alarmierung war es dem Ingenieur der Radiostation gelungen, die technischen Einrichtungen zu schützen. Von Zeit zu Zeit gelangten Mitteilungen aus den Noteinsatzzentralen an die Behörden von Charlottesville. Die Telefonzentralen waren beinahe ausnahmslos zerstört. Ein Jahr oder sogar noch mehr würde es wahrscheinlich brauchen, um die komplexen Fernverbindungen von einem Ozean zum andern wiederherzustellen.

Der Service radio general war die Nabelschnur der Schutzräume. Obwohl es nicht perfekt war, gestattete das Relaisystem des SRG, einige Nachrichten über die Ereignisse ausserhalb der Schutzräume zu empfangen. Die kurzen Berichte sagten mit aller Deutlichkeit, dass von den Küstenstädten nicht mehr viel übrigblieb. Wer bei seiner Flucht nach Charlottesville seine Familie oder seine Freunde zurückgelassen hatte, begriff, das er diese vielleicht nie wiedersehen würde.

Drei Tage nach dem Angriff ergoss sich ein neuer Strom von Flüchtlingen nach Charlottesville. Viele von ihnen zeigten die allerersten Symptome der Strahlenkrankheit. Sie waren entweder schlecht geschützt gewesen oder hatten sich zu nahe bei Zielen von

Nuklearwaffen aufgehalten. Viele Flüchtlinge mussten auf dem Wege nach Charlottesville Schicksalsgefährten zurücklassen, die zu schwach waren, um sich noch weiterzuschleppen. Die Spitäler waren überfüllt. Bis anhin waren sie in der Lage gewesen, die Kranken in einer scheinbaren Welt der Ordnung zu behandeln. In gewisser Hinsicht konnten sie als atomischere Schutzbauten betrachtet werden. Die Krankenbetten waren in den inneren Gängen des Spitals aufgestellt, um sie so vor dem radioaktiven Niederschlag zu bewahren. Die dringlichsten chirurgischen Eingriffe konnten dank Notgeneratoren vorgenommen werden.

Mit einem Mal änderte sich die Lage.

Die radioaktiven Niederschläge waren sehr stark; darum konnte man sich ihnen nicht zu lange aussetzen. Trotzdem kamen immer noch Leute ins Spital. Es wurde unmöglich, mit einer einzigen Dusche und bei einem umzurückenden Wasserdruck die Opfer des Angriffs sorgfältig zu duschen und zu entseuchen. Den Kranken wurden die Kleider ausgezogen, dann gab man ihnen ein Spitalhemd. Da die Ärzte nicht genügend Zeit hatten, um eine gut durchdachte Entscheidung zu treffen, trennten sie die lebensgefährlich Erkrankten von den weniger schwer Kranken und behandelten die letzteren, währenddem sie den ersten Medikamente verabreichten und sie sterben liessen.

Aber dann kam der Tag, an dem die Spitäler keinen einzigen leeren Platz mehr hatten und die Tore schliessen mussten. Die zurückgewiesenen Kranken wussten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Ein grosser Teil von ihnen versammelte sich im Stadtzentrum, in der Nähe der beiden grossen Spitäler und besetzte die einige Tage zuvor von ihren Bewohnern verlassenen Häuser. Viele Kranke starben, da sie nur wenig vor dem radioaktiven Niederschlag geschützt waren und keine ärztliche Behandlung erhielten. Ihre Leichen wurden erst mehrere Wochen später begraben.

In der auf den Nuklearangriff folgenden Woche stieg die Einwohnerzahl von Charlottesville und der Grafschaft Albemarle auf 150 000. Zwischen den Bewohnern der Stadt und den Flüchtlingen wuchs die Feindseligkeit immer mehr. Die Flüchtlinge wollten sich den Einheimischen anschliessen und ebenfalls in den Gemeinschaftsschutzräumen Zuflucht finden. In Anbetracht der von ihnen erduldeten Leid glaubten sie, den Vorrang vor allen übrigen Einwohnern beanspruchen zu können. Die Bewohner der

Region hingegen waren der Auffassung, dass die Flüchtlinge ihr Überleben gefährdeten.

In der Tat war die Versorgung mit Lebensmitteln kein kurzfristig lösbares Problem. Wie die meisten anderen Städte verfügten Charlottesville und Albemarle in den Lagerhallen, Selbstbedienungsläden und Verkaufsstellen der Grossisten über ausreichend Nahrung für drei Wochen. Das Problem war ein anderes: Wo konnte man am ehesten Lebensmittel finden, wenn die Vorräte am Ort ausgingen? Die durch die Spannung der vergangenen Tage aufs äusserste gereizten Nerven drohten den Schutzrauminsassen von einem Augenblick zum andern durchzugehen. Die alten Leute konnten den Lärm und die Lebhaftigkeit der Kinder nicht mehr ertragen; diese wiederum lehnten sich gegen eine Beschneidung ihrer Freiheit auf. Die Zerwürfnisse unter den verschiedenen Gruppen wurden immer deutlicher. Es bestand kein Zweifel, dass zahlreiche Personen diese Art gemeinschaftlichen Lebens nicht schätzten. Obwohl der Grad der radioaktiven Verstrahlung noch gefährlich hoch war und an alle die Aufforderung erging, wenigstens den grössten Teil der Zeit in den Schutzzäumen zu bleiben, trieb das physische und psychische Unbehagen die Leute der Region zum Verlassen der Schutzzäume. So blieben schliesslich nur noch die heimatlosen Flüchtlinge in den Schutzzäumen.

Die Einwohner von Charlottesville und Albemarle fanden bei ihrer Rückkehr nicht alle Häuser unversehrt vor. Manche Häuser waren geplündert worden, andere wieder von Flüchtlingen besetzt, die ihre Forderung manchmal mit Hilfe der Gewehre durchzusetzen versuchten.

Gewisse Tiere hatten überlebt. Auf den Bauernhöfen gingen die ungeschützten Tiere ein. Gute Überlebenschancen hatten Tiere, die in solid gebauten Ställen untergebracht waren und nichtverseuchte Nahrung erhielten. Eine Anzahl von Tieren war verschwunden; allem Anschein nach waren sie hungrigen Flüchtlingen und Einheimischen zum Opfer gefallen.

Nur wenige Lösungen boten sich in der ersten auf den Nuklearangriff folgenden Woche den Behörden an.

Diese gaben dem Überleben den Vorrang, das heisst also der Verteilung von Nahrungsmitteln und Wasser, dem Schutz vor radioaktiven Niederschlägen und der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Zu diesem Zweck war eine Verwaltungsgruppe improvisiert worden. Jetzt, da die Bevölkerung die Schutzzäume verliess,

suchten die Behörden ein etwas offizielles System einzuführen. Sie entschlossen sich, eine durch den Administrator von Charlottesville geleitete Notstandsregierung einzusetzen.

Der Administrator erhielt allgemeine Vollmachten für die Dauer des Notstandes.

Dieses System gestattete es ihm, über sämtliche Vorräte zu verfügen und über deren Zuteilung zu bestimmen. Indem sie in einem gewissen Massen von der Region aufgestellten Plan folgten, versuchten die neuen Führer, Prioritäten zu setzen; sie wurden dabei von den Fachleuten der Universität unterstützt.

Die Behörden der Stadt und der Grafschaft bemerkten jedoch, dass sie nicht imstande waren, die Lage allein und ohne Hilfe von aussen zu meistern. Es gab nicht mehr genügend Energie, um die Anbauprodukte zu Nahrungsmitteln zu verarbeiten. Wo konnten die Leute Kleider, Baumaterial, Medikamente und Einzelteile für Busse und Autos finden?

In der dritten Woche nach dem Angriff wurde das neue Rationierungssystem in Kraft gesetzt. Jedermann, ob Mann, Frau oder Kind, erhielt einen Personalausweis. Die Nahrung wurde an zentral gelegenen Stellen ausgeteilt. Wer keinen Ausweis besass, bekam keine Mehl-, Milchpulver- oder Schweineschmalzration zugeteilt. Verzweifelten Flüchtlingen blieb nichts anderes übrig, als Personalausweise zu entwenden. Ein unternehmungslustiger Drucker begann, falsche Ausweise herzustellen. Gewisse Lebensmittel verschwanden in den Selbstbedienungsläden; wenige Zeit später fand man sie in den Zentren des Schwarzhandels, wo sie zu unerschwinglichen Preisen verkauft wurden.

Die Vorräte an Brenn- und Treibstoffen nahmen schneller ab, als es die Behörden vorausgesehen hatten. Je mehr sich der Winter dem Ende zuneigte, desto grösser wurde der Bedarf an Treibstoff vor allem für die Motoren und Generatorenaggregate. Sogar für das Trinkwasser war man von einem Notgenerator abhängig, der eine einzige Wasseraufbereitungsanlage in Betrieb hielt. Die Einrichtungen der Spitäler und der Radiostationen waren an kleine Generatoren angeschlossen. Ohne diese, ohne Kerzen oder Laternen gab es kein Licht.

Bewaffnete Wachen wurden vor die grössten Vorratslager gestellt, welche noch nicht von verzweifelten Menschen geplündert worden waren. Es war untersagt, private Autos und Traktoren zu benutzen; die Behörden drohten mit der Beschlagnahme aller

auf den Strassen verkehrenden Fahrzeuge.

Die Versorgung mit elektrischem Strom konnte zwei Wochen nach dem Angriff wiederaufgenommen werden. Um die Generatoren in Betrieb zu setzen, wurden Kohlevorräte gebraucht. Nun durfte der elektrische Strom jeden Tag während einiger Stunden eingeschaltet werden. Dies war besonders den Familien willkommen, deren Wasserversorgung bis anhin mittels elektrisch getriebener Pumpen sichergestellt war. Die Kinder bekamen Brunnenwasser zu trinken; dieses war nicht durch das Jod 131 verseucht worden, das sich noch immer in grossen Mengen in den Wasserbehältern und Wassertanks befand.

Die Intensität der radioaktiven Strahlung liess weiter nach; man konnte den Schutzaum verlassen, ohne die eigene Sicherheit allzusehr zu gefährden.

Obwohl sie zu gering waren, um sofort Krankheiten oder den Tod zu verursachen, stellten die Strahlenmengen auf längere Frist eine ernste Gefahr für die Gesundheit dar. Die Behörden versuchten, die Risiken zu vermindern. Sie forderten die Leute auf, möglichst lange im Schutzaum zu bleiben und diesen nur zu verlassen, wenn sie ihre Nahrungsrationen in den Verteilzentren holten.

Drei Wochen nach dem Nuklearangriff waren fast alle Einwohner von Charlottesville und der Grafschaft Albemarle wieder in ihren Wohnungen. Diejenigen, deren Häuser durch Squatter besetzt oder durch einen Brand zerstört waren, fanden mit Hilfe der Behörden ohne grosse Mühe eine andere Unterkunft.

Ungelöst blieb das Problem der Flüchtlinge, die weiterhin ein Leben von Campern führen mussten. Sie brachten endlose Stunden damit zu, Schlange zu stehen, um Lebensmittel zu erhalten und mit den Behörden zu sprechen. Die von auswärts eintreffenden Nachrichten waren noch unvollständig. Ein Gefühl der Unsicherheit überkam deshalb die Flüchtlinge, die bereits unter ausgeprägten Angstzuständen litten.

Der Administrator der Stadt und die Notverwaltung versuchten, die Wohnungsfrage der Flüchtlinge durch deren Einquartierung bei Privatleuten zu lösen. Zuerst suchten sie, Freiwillige für ihr Vorhaben zu gewinnen, doch fanden sich deren nur wenige. Darauf gaben die Behörden bekannt, dass in jedem Haus mit weniger als zwei Personen pro Zimmer eine Flüchtlingsfamilie einquartiert würde. Die Einwoh-

ner der Stadt widersetzen sich heftig dieser Anweisung; in vielen Fällen leisteten sie sogar offenen Widerstand. Die von der Anordnung der Behörden betroffenen Familien taten so, als ob sie sich fügen wollten; sobald sich die Vertreter der Behörden aber entfernt hatten, zwangen sie die Flüchtlinge, wieder auszuziehen. Diese kehrten niedergeschlagen in die Stadt zurück oder richteten sich in Scheunen und Garagen ein.

Immer noch kamen Flüchtlinge nach Charlottesville.

Sie erzählten von dem Schrecklichen, das sie erlebt hatten.

Schulen, Banken und Lagerhäuser dienten ihnen als Unterkunft.

Die Notstandsregierung gab jetzt zu, dass sich der Mangel an Lebensmitteln empfindlich bemerkbar mache.

Wegen des Ausfalls der elektrischen Energieversorgung standen die Kühl-Anlagen ausser Betrieb, und die Nahrungsmittel verdarben. Der Vorrat an haltbaren Lebensmitteln war beinahe aufgebraucht. Die Preise schnellten daher in die Höhe. Zahlreiche Personen weigerten sich, Geld als Gegenwert für Nahrungsmittel anzunehmen; sie zogen den Tauschhandel vor. Nahrungsmittel sowie Brenn- und Treibstoff waren die kostbarsten Waren; Schuhe und Mäntel waren ebenfalls sehr gefragt.

Bald nach dem Nuklearangriff konnte der Administrator der Stadt mit der Bundesregierung und der Regierung des Bundesstaates Verbindung aufnehmen. Letztere war in Roanoke wieder gebildet worden. Zu verschiedenen Malen suchte der Administrator um Notrationen nach. Er erhielt aber nur leere Versprechungen und wurde aufgefordert, die Rationen in Charlottesville zu reduzieren. Immer wieder wurde er zum Durchhalten ermahnt.

Auf den Bauernhöfen verschwanden seit einiger Zeit die verhältnismässig wenig zahlreichen Tiere auf geheimnisvolle Weise. Die Bauern schlossen daraus, dass die «verdammten Städter» die Tiere stahlen, um deren Fleisch zu essen. Sie selbst schlachteten ihre Tiere, da die Lebensmittelvorräte immer knapper wurden.

Schliesslich teilte die Notstandsregierung mit, dass ein gewisser Prozentsatz des Viehbestandes eines jeden landwirtschaftlichen Betriebes für die Ernährung der Einheimischen und der Flüchtlinge beansprucht würde. Die Bauern empfanden das als eine Beleidigung, als einen Diebstahl.

Die Sachverständigen der Universität waren gefragt worden, ob man das

Fleisch radioaktiv verseuchter Tiere essen könne. Ihrer Meinung nach war dies unter der Bedingung möglich, dass das Fleisch genügend gekocht werde. Dies würde – so erklärten sie – die Bakterien töten, die sich im Fleisch von Tieren befänden, deren Verdauungsorgane erkrankt seien. Der Administrator der Stadt setzte sich ziemlich häufig vor allem per Funk mit der Bundesregierung und der Regierung des Bundesstaates in Verbindung. Die einfachen Bürger aber waren auf die Botschaften des Präsidenten angewiesen, die von Zeit zu Zeit über die Antenne des Radiosenders WCHV verbreitet wurden.

Drei Wochen nach dem Angriff hielt der Präsident eine wichtige Rede.

Er teilte mit, dass der Waffenstillstand andauere. Er beschrieb die Schäden, welche der nukleare Gegenangriff der USA in der UdSSR angerichtet hatte. Er machte darauf aufmerksam, dass die USA noch über genügend, zum grössten Teil auf Unterseebooten stationierte Nuklearwaffen verfügten, um jeder Nation, die es wagen sollte, von den jüngsten Ereignissen zu profitieren, beträchtliche Schäden zuzufügen. Der Präsident erwähnte nicht den Umstand, dass die Sowjets ebenfalls eine Reserve an Nuklearwaffen besassen.

Als er auf die von den USA erlittenen Schäden zu sprechen kam, sagte der Präsident, sein Land verfüge auch nach dem Verlust von über 100 Millionen Menschen immer noch über materielle und geistige Mittel, wie sie kein anderes Land der Erde aufzuweisen vermöge.

Charlottesville war weiterhin von der Umwelt abgeschnitten. Die Bewohner jagten das Wild, denn die letzten Lebensmittelreserven gingen zu Ende. Da aber die meisten Tiere durch die radioaktiven Niederschläge getötet worden waren, stellte auch dies keine langfristige Lösung dar. Den Flüchtlingen blieb nichts anderes übrig, als ihre Nahrung zu stehlen.

Dreieinhalb Wochen nach dem Angriff landete ein altes, propellergetriebenes Frachtflugzeug auf dem Flughafen von Charlottesville. Es führte einen Vorrat an Mehl, Milch und Pflanzenöl mit sich.

Diese Fracht sollte Charlottesville für ein bis zwei Wochen mit Nahrung versorgen. Doch die Behörden hatten bei der Ermittlung der Bedürfnisse die Flüchtlinge vergessen! Die Einwohnerzahl von Charlottesville war zu diesem Zeitpunkt dreimal grösser als normalerweise.

Zehn Tage nach dem Angriff starben die ersten Opfer der radioaktiven Verstrahlung. Ihre Zahl sollte in der Folge beständig zunehmen.

Mehrere Gruppenbeerdigungen pro Tag waren jetzt keine Seltenheit. In den Spitäler kümmerte man sich nicht mehr um die unheilbar Kranken, denn deren gab es zu viele. Es war also Sache der Familien, sich um sie zu kümmern. Glücklicherweise gab es ausreichend grosse Morphinvorräte. Die Behörden reservierten in der Vorstadt verschiedene Plätze für Massengräber.

Ausser den Fällen von tödlich verstrahlten Menschen gab es auch solche, deren Ausgang weniger tragisch war oder die nur einige Symptome aufwiesen. Die Ärzte konnten oft nicht sofort feststellen, ob es sich um Anzeichen von Grippe oder um psychosomatische, auf die Verstrahlung zurückzuführende Symptome handelte. Die eng zusammengedrängt lebenden Flüchtlinge steckten einander vom Schnupfen bis zum Durchfall mit den üblichen Krankheiten an. Mehrere Experten für das Gesundheitswesen befürchteten das Auftreten der Masern und sogar der Kinderlähmung.

In den Spitäler nahm der Vorrat an Arzneimitteln rasch ab, so dass zahlreiche Chronischkranke mit Herz- und Nierenleiden, mit Zuckerkrankheit oder zu hohem Blutdruck oder mit Leiden der Atemwege innerhalb weniger Wochen starben.

Viereinhalb Wochen nach dem Angriff kam es zu den ersten Aufruhen. Die Menschen wollten Nahrungsmittel.

Beschleunigt wurden diese Aufruhen durch die erste grosse Getreidesendung. Drei Lastwagen mit Anhängern trafen unvermutet auf dem Parkplatz des Citizens Commonwealth Building ein. Die Bewohner von Charlottesville begrüssten die Ankunft dieser Wagen zuerst mit Jubel. Als sie dann feststellten, dass man ihnen Getreide statt Mehl geschickt hatte, änderte sich die Lage schlagartig. Die Lastwagenchauffeure waren völlig überrascht, als die Menge die Fahrzeuge mit leeren Büchsen und Flaschen bewarf. Einer der Chauffeure sprang in seinen Wagen und fuhr schleunigst ab. Mehrere ausser sich geratene Personen zerrissen die Säcke und streuten deren Inhalt auf dem ganzen Platz aus. Sie wurden von anderen Leuten angegriffen, denen es darum ging, wenigstens einen grossen Getreidevorrat zu besitzen. Die Hüter der öffentlichen Ordnung mischten sich unter die Menge und griffen mit Knüppeln und Tränengas ein.

Jeder schob dem andern die Schuld am Vorfall zu. Die mit Mühe aufrecht-erhaltene öffentliche Ordnung begann zu verfallen.

Von diesem Zeitpunkt an war es für die Behörden beinahe unmöglich, die Bewohner davon zu überzeugen, dass sie gerecht behandelt wurden. Misstrauisch sahen die Bewohner eines Quartiers den Lieferlastwagen nach, die anderswohin fuhren. Die Schwarzen waren auf der Hut vor den Weissen, die Armen misstrauten den Reichen, und alle Einheimischen betrachteten argwöhnisch die Flüchtlinge. Die Flüchtlinge wiederum waren überzeugt, dass die Ortsbehörden die Bewohner der Region bevorzugten. Sie waren in Schlafsälen, in Schulen und in Motels untergebracht. In diesen Flüchtlingslagern nahmen die Unzufriedenheit und die Aufruhr ihren Anfang.

Die Bundesverwaltung machte sich nicht nur durch die Lieferung von Nahrungsmitteln und durch gelegentliche Rundfunkmeldungen bemerkbar. Schon vor einiger Zeit waren die Nationalgarde und Reserveeinheiten nach Nordkarolina gesandt worden. Sie sollten den Eindruck militärischer Bereitschaft erwecken und gegebenenfalls die verschütteten Städte ausgraben und mit deren Wiederaufbau beginnen.

Die Bundesverwaltung versuchte, die Flüchtlinge dazu zu bewegen, wieder nach Hause zurückzukehren. Damit sollte der Wiederaufbau der beschädigten Städte und eine bessere Verteilung der Bevölkerung ermöglicht werden. Die einen Flüchtlinge waren glücklich, ihre Heimat wiederzusehen, vor allem dann, wenn ihr Haus noch einigermassen unversehrt war. Andere hingegen, deren Haus zerstört war, zogen es vor, ins Flüchtlingslager im Innern des Landes zurückzukehren. Wenn sie in die Stadt gingen, litten sie unter den schrecklichen Erinnerungen an die vergangenen Ereignisse.

Für die alten Leute und die Bewohner der ländlichen Gegenden gab es nicht viele Transportmöglichkeiten. Da und dort fuhr ein Autobus, der einmal im Tag die Stadt durchquerte. Dann verkehrte noch ein Schulbus, der von Zeit zu Zeit in die Vorstadt fuhr. Fahrräder waren ein kostbares Gut geworden, um das man sich hin und wieder sogar prügelte. Anachronistisch anmutend war der Umstand, dass wieder Pferde gestohlen wurden. Der Tauschhandel war jetzt das bevorzugte Geschäftsmittel geworden. Die Lokalbanken hatten ihre Türen während einiger Tage geöffnet; dann mussten sie feststellen, dass sämtliche Sparer Schlange standen, um das gan-

ze bei der Bank hinterlegte Geld abzuheben. Darauf schlossen sie ihre Tore und öffneten sie nicht wieder. Die einen Geschäfte blieben geschlossen, andere machten schleunigst wieder zu, nachdem sie buchstäblich von den Leuten überfallen worden waren. Die Arbeiter der kleinen Fabriken aus der Umgebung von Charlottesville sahen die Notwendigkeit nicht ein, zur Arbeit zu gehen und dafür Geld zu bekommen. Sie zogen es vor, Nahrung sowie Brenn- und Treibstoff zu suchen. Wenn auch der Tauschhandel ein äusserst untaugliches Mittel zum Geschäftemachen war, zogen ihn die meisten dem wertlosen Geld vor.

Vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet schien die Bevölkerung Ruhe zu bewahren.

Zahlreiche Flüchtlinge hatten Ereignisse überlebt, die sie wohl auf Jahre hinaus prägen würden. Sie erinnerten sich noch deutlich an die Brände, die einstürzenden Gebäude, die unter Trümmer begrabenen, schreienden Menschen. Einige zitterten geradezu, wenn sie einen starken Lärm hörten. Doch der drückende Kummer über den Verlust von Eltern, Verwandten, Freunden, von Hab und Gut verdoppelte ihren Schmerz und liess sie gleichgültig und untätig werden. Die Bewohner der Region sahen mit Verachtung auf die Flüchtlinge herab, die sie als Fremde betrachteten; diese schienen sich zum grossen Teil damit abzufinden, dass sie beiseite geschoben wurden.

Die Leute von Charlottesville und Albemarle selber waren weniger stark durch die Ereignisse erschüttert worden. Sie waren in erster Linie verwirrt. Viele waren arbeitslos. In ihrer Not wandten sie sich an ihre Familie oder auch an ihre Freunde und Verwandten. Sie sorgten sich um die Zukunft. Diese Sorge liess sie die meiste Zeit in einer Art Angstzustand dahindämmern und hinderte sie daran, produktiv zu sein. Die Kinder zeigten Zeichen einer andauernden Nervosität, die von den Erwachsenen herrührte. Nachts hatten sie Mühe zu schlafen.

Der Frühling änderte vieles.

Ein neuer Optimismus zeigte sich. Es wurde ans Anpflanzen gedacht, denn das Wetter war schön und warm. An der Universität suchten die Agronomen herauszufinden, welche Pflanzen sich wohl am besten für den Anbau in der Umgebung von Charlottesville eignen würden. Niemand wusste genau, welches die Wirkung der Nuklearexpllosionen auf die Ozonschicht gewesen war. Falls diese ernstlichen

Schaden genommen hatte, könnten die ultravioletten Strahlen in grösserer Menge als sonst die Erde erreichen und vielleicht sogar die Anbaugebiete verbrennen. Bei empfindlichen Gemüsen wie Erbsen und Bohnen musste eine solche Wirkung noch verheerender sein. Es wurde deshalb die Anpflanzung von Kartoffeln und Sojabohnen angeregt.

Es gab Leute, die sich ziemlich leicht den veränderten Umständen anpassen konnten. Die Spezialisten auf dem Gebiet der Elektronik richteten eine Reparaturwerkstätte für SRG- und Kurzwellenapparate ein. Zahlreiche Personen begannen bei sich zu Hause mit der Anfertigung von Sandalen und Kleidern sowie mit der Herstellung von Seifen, Kerzen usw. Manche erwarben sich rasch neue Fähigkeiten. Andere hingegen mussten Arbeiten übernehmen, die nur wenig Geschick erforderten: Tote bestatten, Straßen kehren, Zimmerleuten und Maurern helfen.

Dann gab es auch solche, die nichts tun konnten. Viele hatten grosse Mühe, sich an diese Untätigkeit zu gewöhnen. In der unmittelbar auf den Angriff folgenden Zeit dachten die Eltern in erster Linie daran, ihre Kinder zu schützen. Wie dann diese nicht mehr unmittelbar gefährdet waren, ging den Erwachsenen ihre traditionelle Rolle verloren.

Beim grössten Teil der Flüchtlinge war die Integration in die Bevölkerung im Sommer nicht weiter fortgeschritten als Ende Winter. Ihrer Gegenwart war es zuzuschreiben, dass die Vorräte der Region schneller als normalerweise zu Ende gingen. Zahlreiche führende Persönlichkeiten drängten sie deshalb zum Verlassen der Stadt.

Dennoch war die Lage Charlottesvilles in mancher Hinsicht verhältnismässig günstig. Zwei leicht reparierbare Eisenbahnlinien stellten eine wenn auch beschränkte Verbindung mit der Außenwelt dar.

Dazu kam noch der Umstand, dass die Bundesverwaltung den Bewohnern des Gebietes eine beachtliche Unterstützung angedeihen liess. Charlottesville wurde die offiziöse wirtschaftliche und politische «Hauptstadt» der ganzen Region.

Je näher der Herbst rückte, desto niedergeschlagener war die Stimmung der Einheimischen und der Flüchtlinge.

Der Boden warf weniger ab, als man erhofft hatte. Die Jungen, welche zur Erstellung von Flüchtlingswohnungen ausgehoben worden waren, kamen wieder zurück und erzählten traurig

vom Ruin des Handels im Lande. Die Ostküste war geradezu ausgeradiert worden. Da, wo ein Wiederaufbau von Betrieben möglich gewesen wäre, wurde jede diesbezügliche Bemühung durch den Mangel an Material zunichte gemacht.

Die Dienststelle für landwirtschaftliche Entwicklung gab Broschüren heraus, welche Anleitungen zur Erstellung von Holzöfen enthielten. Sie sollten den zahlreichen Familien helfen, die weder über Gas noch über Heizöl verfügten.

Der Winter war härter als erwartet.

Ein grosser Teil der Überlebenden war geschwächt. Es mangelte an Medikamenten, Nahrungsmitteln und Wohnungen. Dazu kamen chronische physische und psychische Störungen, so dass viele Leute auch dann, wenn es zu tun gab, nicht in der Lage waren zu arbeiten. Die Grippe wütete in allen Städten des Ostens, wo sich die Flüchtlingslager befanden. Unter den Flüchtlingen, besonders unter den Kindern und den alten Leuten, gab es viele Tote.

In den nördlichen Gebieten des Landes reichten die Nahrungsmittelvorräte nicht aus; zudem waren sie schlecht verteilt. Die tägliche Nahrungsmittelration umfasste ungesäuertes Brot und Kartoffeln, und das auch nur da, wo genügend davon vorhanden war. Da die Haustiere und die wild lebenden Tiere durch die radioaktiven Niederschläge fast völlig ausgerottet worden waren, gab es nur noch Hunde-, Katzen- und Rattenfleisch zum Essen. Ihre Lebensart hatte diese Tiere vor den tödlichen Niederschlägen gerettet. Nun traten auch die Mangelkrankheiten auf.

Die Kinder waren die ersten, die den Mangel an Kleidern und Schuhwerk zu verspüren bekamen. Gleich nach der Nahrung war es die Unterkunft, die am meisten fehlte. An der Peripherie der beschädigten Städte waren zwar Barackenlager errichtet worden, doch lebten in einem Raum zwei bis drei Flüchtlinge. Vier bis fünf Familien teilten sich in die Küche; bis zu zwölf Personen mussten sich mit einem Badezimmer begnügen.

Allein in Charlottesville starben mehrere tausend Menschen im Verlauf des Winters, der auf den Nuklearangriff folgte.

Fast auf den Tag genau ein Jahr nach dem Angriff der Sowjetunion auf die Vereinigten Staaten versammelten sich in Charlottesville hervorragende Sachverständige auf dem Gebiet des Wiederaufbaues.

Die Universität hatte zwar ihre normale Tätigkeit nicht wieder aufgenommen,

men, aber sie war, da so viele andere Zentren des intellektuellen Lebens vernichtet worden waren, ein natürlich gegebener Treffpunkt.

In erster Linie hatten die Sachverständigen die Prioritäten festzulegen, das heisst die Ziele zu bestimmen, welche das Land zu erreichen hatte, und die Mittel zu finden, die dazu notwendig waren.

Die amerikanische Regierung bestand weiter, wenn auch in veränderter Form. Der Präsident, der zusammen mit den überlebenden Kongress- und Kabinettsmitgliedern seinen ständigen Sitz im Mittleren Westen genommen hatte, war immer noch im Besitz der Notstandsvollmachten, die er sofort nach dem Angriff verlangt und erhalten hatte; es hatte nicht den Anschein, als wolle er darauf verzichten.

Die Verwaltung der einzelnen Bundesstaaten war im allgemeinen wiederhergestellt. In vielen Fällen befand sich ihr Sitz nicht mehr am früheren Ort. Die Leute achteten die bundesstaatliche Verwaltung nicht mehr im selben Masse wie vorher. Sie neigten dazu, ihr die Schuld am Durcheinander zu geben, das bei der Verteilung der Hilfsmittel entstanden war. Einzig die Flüchtlinge suchten Unterstützung bei den Bundesstaaten und nicht bei den Ortsverwaltungen, denen sie misstrauten.

Alle waren in zunehmendem Masse gegen die Kontrolle, welche die Führer der Nation über sie ausübten und die ihre Freiheit beschränkte. Es waren diese Führer, welche entschieden, was man kaufen und essen konnte oder nicht, wohin man gehen durfte usw. In einigen ländlichen Gegenden hatten sich die Bauern verschanzt; sie sollen mitunter auf die Vertreter der Regierung geschossen haben.

Im medizinischen Bereich dauerten die Schwierigkeiten an. Die Vorräte an Medikamenten waren beinahe aufgebraucht, und die physisch und psychisch geschwächte Bevölkerung wurde anfällig für Krankheiten. Neun Monate nach dem Angriff ging die Geburtenziffer merklich zurück, und zwar zum Teil wegen der radioaktiven Verstrahlung, die eine vorübergehende sterilisierende Wirkung hatte. Auch der Prozentsatz der Fehl-, Tot- und Missgeburten war höher als zu anderen Zeiten. Die Kindersterblichkeit stieg blitzartig an. Die Sachverständigen befürchteten, dass in einigen Jahren die Zahl der krebskranken Personen – vor allem der Kinder – eine noch nie gehauchte Höhe erreichen könnte. Auch die Tuberkulose breite sich wieder aus.

Die wirtschaftliche Lage des Landes war völlig durcheinander geraten.

Die meisten Ölraffinerien waren zerstört worden; nur einige wenige Anlagen funktionierten wieder. Einzig die Ausbeutung der Kohlengruben mit Hilfe von Pickel und Schaufel war in vollem Aufschwung. Ein Grossteil der Bevölkerung war in der Landwirtschaft tätig, deren Ertrag aber nicht den Erwartungen entsprach. Das Fehlen von Schädlingsbekämpfungsmitteln und von Dünger machte sich stark bemerkbar.

Die meisten Industriebetriebe standen vor dem Zusammenbruch, da es an elektrischer Energie, an Rohstoffen und an Sachverständigen für Organisationsfragen mangelte. Die Weltwirtschaft war aus dem Gleichgewicht geraten, weil sie die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion als Lieferanten und als Märkte verloren hatte.

Noch gab es kein wirksames Währungssystem. Die meisten Leute waren wenig geneigt, Geld als Gegenwert für wichtige Güter wie Nahrungsmittel und Kleider anzunehmen. Der Tauschhandel blühte also weiter, und die Waren wurden unter Missachtung der Gesetze zu Höchstpreisen auf dem Schwarzmarkt verkauft.

Die Regierung und die Sachverständigen waren sich dessen bewusst, dass die Wirtschaft sich vielleicht nie wieder erholen würde, sollte nicht bald etwas für sie getan werden. Gewisse Anzeichen liessen bereits erkennen, dass der Wiederaufbau der Industrie mehr Zeit brauchte, als es die Planer gedacht hatten.

«Wir erlebten den klassischen Fall», erklärte einer der Experten, der einige Jahre zuvor einen wichtigen Bericht über den Wiederaufbau des Landes nach einem Angriff verfasst hatte. «Bevor wir die gegenwärtigen Reserven aufbrauchen, müssen wir neue Waren und Materialien produzieren. Momentan aber sind wir weit davon entfernt, dies zu tun.»

Nach seinem Dafürhalten gab es nur eine einzige Möglichkeit, das Land wieder auf die Höhe zu bringen: eine strenge Kontrolle der Wirtschaft und letzten Endes der Bevölkerung. Es fehlte spürbar an materiellen und personellen Hilfsmitteln.

Es war allen klar, dass die zahlreichen Flüchtlinge das grösste Hindernis beim wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes darstellten.

Obwohl eine grosse Anzahl von Arbeitern für den Wiederaufbau der Städte und die Wiederinbetriebnahme der für die Wirtschaft wichtigen Fabriken und Dienstleistungsbetriebe eingesetzt wurde, gab es doch mehr Ar-

beitslose als Beschäftigte im Land. Mehrere Teilnehmer an der Sachverständigenkonferenz hatten einen Bericht über die Zukunft dieser unproduktiven Mitbürger vorbereitet. Ihrer Meinung nach konnte man solche Menschen nicht verhungern lassen. Sie sollten gerade so viel Nahrung erhalten, als es für ihr Überleben nötig war. Außerdem sollten sie in fern von allen Lebenszentren zu errichtenden Lagern untergebracht werden. Diese Massnahmen sollten dazu beitragen, alles von den Einheimischen fernzuhalten, was deren Moral beeinträchtigen konnte. Es wurde versucht, diesen Bericht zu verschweigen, doch gelang es der Presse, sich einige Exemplare davon zu verschaffen.

Die Konferenzteilnehmer waren sich vor allem darüber nicht einig, bis zu welchem Grad ein Wiederaufbau möglich war. Die Optimisten wiesen auf den phänomenalen Wiederaufbau Japans und Westdeutschlands nach

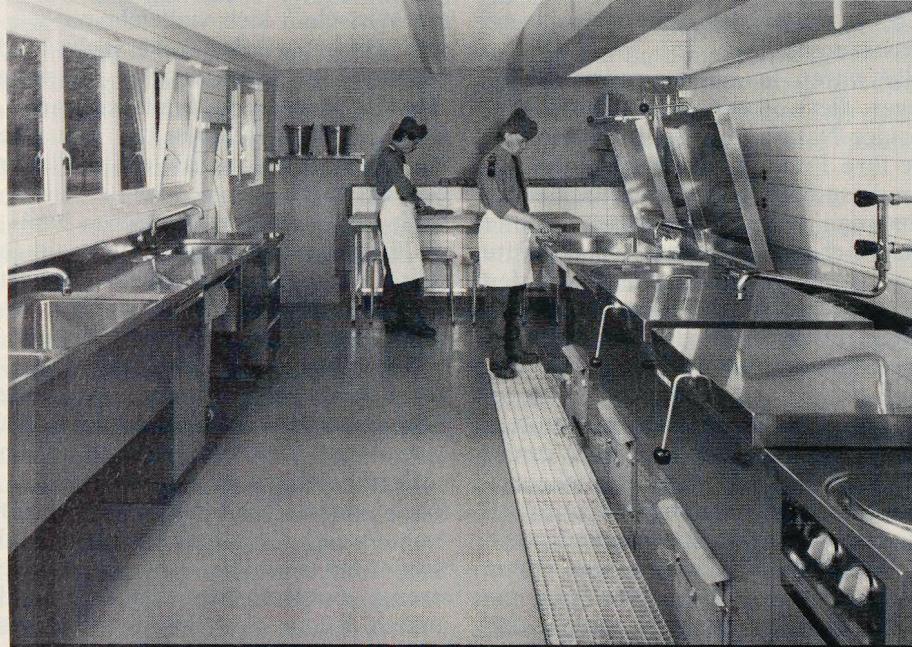
dem Zweiten Weltkrieg hin und forderten, dass man diese beiden Staaten zum Vorbild nehme.

Die Pessimisten machten auf den grossen Unterschied aufmerksam, der zwischen der Lage Japans und Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und der Situation bestehe, in welcher sich die Vereinigten Staaten nun befänden. Scheinbar habe man – so sagten sie – die Hilfe vergessen, welche die beiden erstgenannten Länder Ende der vierziger und anfangs der fünfziger Jahre von anderen Staaten, namentlich den Vereinigten Staaten, erhalten hätten. Die Vereinigten Staaten – die wichtigsten Geber von damals – besässen heute keine derartige Möglichkeit; für sie gäbe es kein reiches Amerika, an das sie sich wenden könnten. Aus diesem Grunde sei der Vorschlag, sich an Japan und Deutschland ein Beispiel zu nehmen, unrealistisch und undurchführbar.

Daran würde auch eine strenge Wirtschaftskontrolle nichts ändern.

Die Pessimisten waren geteilter Meinung.

Die einen sahen eine Entwicklung der Vereinigten Staaten voraus, welche diese auf die gleiche Stufe wie einige asiatische Länder, nämlich Indien und Indonesien, stellen würde, die über einen kleinen, hochentwickelten technischen Sektor innerhalb einer Bevölkerung von Bauern und nichtqualifizierten Arbeitern verfügten. Andere glaubten, dass die Technologie überhaupt keinen Platz mehr in der amerikanischen Gesellschaft haben werde. Ein Experte erklärte: «Nach einigen Generationen wird man sich nur noch an die wichtigen Dinge erinnern. In biologischer Hinsicht werden wir überlebt haben, aber unsere ganze Lebensweise wird eine andere sein. Die Vereinigten Staaten werden einer spätmittelalterlichen Gesellschaft gleichen.»



Wir bieten eine fachliche Beratung bei der Planung und Einrichtung, ein komplettes Programm an Küchenanlagen und Küchenzubehörartikeln sowie eine einwandfreie Montage und einen prompten Service.

FRANKE

– damit auf jeden Fall
vorgesorgt ist.

Franke baut vorschrifts-gerechte Militär- und Zivilschutz- sowie Gemeinde-küchen.

Informations-Coupon

Bitte senden Sie uns ausführliches Dokumentationsmaterial über Militär-, Zivilschutz- und Gemeindeküchen.

Name: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Franke AG, 4663 Aarburg